

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(5. Fortsetzung.)

Es war kein Weger in ihr darüber, wie Luz Pfeiffer dazu kam, sich ihren Freund zu nennen, auch kein Staunen über die Thatsache, daß er sich in Altona aufhielt und wie es ihm gerade dort gelungen war, Erkundigungen über ihre Familienverhältnisse einzuziehen. Sie dachte überhaupt nicht an Luz Pfeiffer. Empfinden in ihr war erfüllt von der einen Thatsache: sie sollte nicht ihrer Eltern Kind sein!

Genoth — traumhaft — schattenhaft war dieser Gedanke zuweilen in ihr aufgetaucht, aber sie hatte ihn jedesmal energisch verworfen, als überspannt, romanhaft — mit einem Wort: unzulässig! Von Zeit zu Zeit war sie aus Grubeln gekommen — es hatte dazu nur einer flüchtig hingeworfenen Bemerkung irgend eines fremden Menschen über den Mangel an Ähnlichkeit zwischen ihr und ihren Eltern bedurfte oder einer Notiz in einer Zeitung... dann konnte sie ernsthaft in den Spiegel sehen und ihr eigenes Bild studieren, als müßte es ihr Aufschluß geben.

Zeit einigen Monaten hatten diese qualenden Gedanken sie seltener beschliffen, sie hatte so viel zu lernen, zu denken — der Religionsunterricht schien sie ungenügend in Anspruch — sie sollte in einigen Monaten konfirmirt werden. Das Tagebuch war fast vermachlässigt worden, zu Spaziergängen mit Luz blieb ihr sehr wenig Zeit. Zuweilen hatte sie flüchtig daran gedacht, wie gut es sei, daß sie nicht zu peinlichen Grübeleien Ruhe fand, sie hätte sich topfüber in die Wissenschaften, wie ihr Vater halb lachend, halb ärgerlich so sagen pflegte.

Das Briefblatt trüffelte und zitterte in ihrer Hand. Eine heiße Blutwelle schloß jählings in ihr empor, färbte ihr blaßes Gesichtchen rosenroth. „U! die verborgene Leidenschaftlichkeit dieses Naturells kam zum Durchbruch. Sie sprang auf, stürzte aus dem Zimmer, an Theresen vorbei, die im Speisezimmer eben den Kaffeetisch betischelte. Das Mädchen schrie erschrocken auf.

„Maria und Josef, um's Haar häßlich die Tafeln hingeworfen. War das ein Glend gewesen! Wie sehen Fräulein denn aus? Was hat's denn gegeben, um Gottes und aller Heiligen willen?“

„Ist — ist meine — meine Mutter zu Hause?“ stieß Hanna mühsam heraus. „Ist wahr's, als würdest sie die zwei Worte „meine Mutter“ in der Kehle.“

„Nein, doch! Die Gnädige haben entdeckt, daß an dem Kleid zu heut' Abend etwas nicht recht gerichtet worden ist — Spitzen oder so — und wollten sich das selbst besorgen gehen. Fräulein sollten einsteilen immer ruhig mit dem Herrn voran trinken, Herr ist ja heute dabei, wie Fräulein wissen; 's ist der letzte im Monat, und er hat seine Berechnungen.“

Hanna hörte die letzten Worte nicht mehr. Sie war schon aus dem Zimmer, hatte den Salon passiert und rief ihres Vaters Stubentür, ohne anzuklopfen, weit auf.

Herr Piotrowsky, in seinem mächtigen Haar- und Bartwuchs seit den letzten acht Jahren etwas ergaunt, im übrigen aber unberührt, sah erstaunt von einer langen Liste, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag, auf.

„Na, Mädel, brennt's vielleicht? Kommt mir ja wie 'n Wirbelwind in mein stilles Sanctuarium geseht! Sei so gut und mach' die Thür hinter dir zu, ja? Werthwürdige Geschichte: 's existirt doch beinahe kein einziges Frauenzimmer auf Gottes weitem Welt, das vernünftig die Thür zumachen kann! Deiner Mutter hab' ich's in diesen langen Jahren beigebracht — aber Hanna' genug hat's getoheit!“

Hanna warf die Thür ziemlich unfaßlich ins Schloß.

„Na, na — etwas mehr pianissimo, wenn ich bitten darf! Laß dich doch mal gefälligst anheulen! Was der Teufel — ganz rothe Backen und blankte Augen! Hat dir dein Herr Religionslehrer oder der geliebte Kunstgeschichtsprofessor vielleicht —“

„Den Brief hab' ich bekommen! Den Brief!“ stieß Hanna aufgeregt hervor und hielt dem Vater das zerknitterte Blatt hin. Die Hand, in der sie es hielt, bebte wie im heftigsten Fieber.

„Na, na!“ tröstete Herr Piotrowsky gutmüthig. „Was wird's denn groß sein? Doch keine unbezahlte Rechnung, was? Komm her zu mir, Mädel, wir lesen das Schriftstück nochmal zusammen!“

Er umfaßte das schlante Figürchen und wollte es auf seine Arme ziehen. „Königlich mache Hanna sich von dem he unklammen Herrn los.“

„Nein! Nicht! Nicht! Ich bitte dich!“ stieß sie aus, als sie die Angewandtheit seine Augen auf das Gesicht des Mädchens — nun endlich las er.

„Es sag etwas wie ein Aufschreien über jene autmüthigen Jüde. Herr Gott — sollte diese alle Geschichte wirklich noch einmal ausgegraben und aufgerührt werden? Seine Frau hatte es früher oft geführt, in den letzten

Jahren war sie ruhiger geworden — und er... kaum dachte er noch jemals daran! Das lag alles so weit, weit hinter ihm — aus dem winzigen Püppchen, das er damals in sein Haus genommen hatte, war ein erwachsenes Mädchen geworden, es fiel ihm eigentlich niemals ein, daß sie nicht seine rechte Tochter war, diese jählich geliebte Hanna, die er abwechselnd verhätschelte und ausschaltete, die so in sein Leben hineingehörte, daß er es sich ohne sie gar nicht vorstellen konnte! Lange würde es nicht mehr dauern, dann konnte man das Kind endlich in aller Form adoptiren — über die alten, bunten Geschichten war längst Gras gewachsen. Das Mädchen würde nie erfahren, zu welcher Familie es gehört hatte, sollte es auch nicht wissen, darüber war Piotrowsky mit seiner Frau vollkommen einig — man lebte jetzt seit acht Jahren unbehelligt in München, hatte zuvor mehr als sechs Jahre in Dortmund zugebracht... was sollte nun noch passieren?

Hanna stand schwer athmend neben dem Lesenden. Sie wagte es nicht, ihn anzusehen, ihre Augen irren seitwärts weg, blieben dann zu Boden gefest, die schmalen Hände waren fest ineinander verschlungen. In zitternder Angst wartete das Mädchen auf ein Wort, auf eine Erklärung...

„Am — ja — verdammt Spionage! Wen das nun wohl was angeht, ob... Kind, Kind, steh' nicht wie 'n überführter Verbrecher da, der zum Nichts geschleppt werden soll! Ich bitt' dich, mach' ein anderes Gesicht — ich kann dich so nicht sehen!“

„Ist das — ist das wahr?“ Hanna wirgte und schluckte an jedem Wort, die Kehle blieb ihr wie geschneit.

„Erst ruhiger werden, eh' wir davon reden — verstanden? Die Mutter hat ganz recht: du bist das exaltirteste Geschöpf Gottes, das es gibt, so fühl und gelassen du dich immer anstell! Ich hab' das nie so recht glauben wollen, aber jetzt seh' ich es ja! Armes Mädchen, werden schon wieder zurecht kommen! L. P.! Das ist doch sicher dieser infame Schnüffel, der Luz Pfeiffer, der dir den Wisch da geschrieben hat!“

„Ob es wahr ist, was er schreibt? Ob es wahr ist?“

„Und wenn es nun wahr wäre? Komm erst mal her, Mädel, seh' dich, kannst ja kaum mehr auf den Füßen stehen!“

Wieder wollte er sie auf seine Arme niederziehen, wieder wollte sie angestarrt, beinahe ungestüm ab. Mit voller Wucht kam die Empfindung über sie, der sie in ihrem Tagebuch hatte Ausdruck geben wollen: die Empfindung, als gäbe sie nicht zu diesem Mann, als sei er ihr ein Fremder, liebevoll und gütig, wie er gegen sie war, als dürfe sie sich nicht in seine Arme schmiegen, sich von ihm freizehn und küssen lassen!

Die guten Augen des Mannes hingen mit besorgtem Ausdruck an dem entfärbten Gesicht. Mit sanfter Gewalt drückte Piotrowsky das Mädchen auf einen neben dem Schreibtisch stehenden Stuhl nieder.

„Soll ich dir ein Glas Wein holen? Oder willst du Wasser haben? Nicht? Auch nicht? Ja, Kind, du siehst aber aus, als ob du mir hier jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würdest!“

„Ja — ich — werde nicht! Aber — aber — du mußt mir — mußt mir — alles sagen!“

Piotrowsky zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich die Stirn. Eine fatale Situation, der er — das fühlte er deutlich genug — keineswegs gewachsen war. Daß auch seine Frau gerade jetzt abwesend sein mußte! Und wieder war er dem Schicksal banbar, daß es so war! Frau Dora würde sich, endlich aufgeregt haben — und Aufregung war ihr Gift bei ihrem Herzleiden. Schweißwürde sie etwas Besseres und Klügeres zutage fördern als er. Die volle Wahrheit durfte Hanna nicht erfahren, das stand fest! Daß er ihr „alles sagte“, wie sie ihn gebeten hatte, davon konnte keine Rede sein! Arnold Piotrowsky war in keiner Weise auf eine Scene, wie die jetzige, vorbereitet. Augenblicksmensch, Sanguiniker, der er war, verbannte er alle trüben Zukunftsbilder, alle „wenn“ und „aber“ nur zu gern aus seinen Gedanken, genöthigte Gegenwart, nierte den Tag und meinte, es sei Zeit genug, unangenehme Begebenheiten durchzulösen, sobald sie da seien.

„Sein menschenfreundliches Gemüth war nicht auf Jörn und Sach angelegt — in dieser Stunde aber dachte er Luz Pfeiffer ingrimmig! Dieser perfide Schlingel — ihm und den Seinen eine solche Tragödie aufzuführen! Denn eine Tragödie wurde es, das sagte Hanna's Gesicht deutlich genug. Diesen interessanten Jungdeutschen, diesen Verehrungsapostel und Familienpionier wollte er — Arnold Piotrowsky — sich schon kaufen! Dem sollte das Nachspüren in fremder Leute Angelegenheiten schon vergehen! Wenn er selbst nur etwas gewandter, diplomatischer veranlagt gewesen wäre! Er hatte sich's

nie in seinem Leben gewünscht, mit Zug und Trug umgehen zu können — heute wünschte er es! In einem Fall wie dieser konnte es auf eine Handvoll Unwahrheiten wirklich nicht ankommen... nur... woher sie nehmen und sie so glaubwürdig gestalten, daß Hanna nicht daran zweifeln konnte?

Die einzige Unwahrheit, die der ganzen schlimmen Situation mit einem Schlage ein Ende gemacht hätte, wäre der Ausspruch gewesen: „Der Brief da ist dummes Zeug, du bist unser eigenes Kind!“ Aber sein ganzes zünftiges Leben und dem Druck einer so ungeheuren Lüge zuzubringen, dazu war Arnold Piotrowsky nicht der Mann.

Kurz und gut denn! Die halb zugegebene Thatsache bestätigen, aber sich unter keiner Bedingung auf weitere Erklärungen und Details einlassen! Unter keiner Bedingung!

„Sieh mal, Hanna-Weibchen, ich hätte dir ja die Unwahrheit sagen können, dann wär' die Geschichte gut gewesen... aber du weißt, das kann ich nicht! Wir haben von dir immer die Wahrheit verlangt, da dürfen wir als Eltern auch nichts anderes thun, als — nicht wahr? Du nicht mir zu, also du bist meiner Ansicht! Nun bitt' dich bloß, Kind, nimm die Geschichte nicht so hochtragisch und krieg' keine dummen Romanideen und bilde dir nicht Dinge ein, die nicht sind! Solche — solche Ereignisse — ich meine, daß sinderlose Leute sich ein Kind annehmen — die kommen tausendmal im Leben vor, und die betreffenden befinden sich ganz wohl dabei. Wir hier, in unserem Fall, hoffentlich auch! Ob: hast du jemals gefunden, daß wir, deine Mutter und ich, es an Liebe und Sorgfalt dir gegenüber haben fehlen lassen?“

„Nein — nie — aber —“

„Was nun; aber? Hier gibt es kein Aber! Du bist unsere liebe Tochter und wir sind deine lieben Eltern! Punktum!“

Er wollte sie an sich ziehen und küßten. Hanna drehte sich das Gesicht weg, haßte nach seiner Hand und trüßte ihre Lippen darauf.

„Aber, Mädel! Du weißt, ich lieb' die Handflüßerei gar nicht!“

„Ihr seid sehr, sehr gut zu mir — zu gut! Aber warum habt ihr mir nie gesagt, daß — daß —“

„Weil wir das nicht für nöthig fanden! Weil die meisten Leute in unserer Lage das nicht thun! Weil du 'n ganz kleines Wurm warst, wie wir dich nahmen, und weil wir wünschten und hofften, du möchtest es nie erfahren, daß du nicht ganz zu uns gehörtest — ich meine durch Blutsverwandtschaft!“

„Wir — ich — ich bin gar nicht mit euch verwandt!“

„Nein, Kleinden, gar nicht! Weder im dritten, noch im zehnjährigen, noch im hundertjährigen Grad!“

Piotrowsky lachte etwas gezwungen, halb in der Hoffnung, Hanna würde mit einstimmen. Ihr Gesicht blieb aber so blaß und ernst wie zuvor.

„Bin ich in Dortmund geboren?“

„Nein... nicht in Dortmund!“

„Und sind meine Eltern tot? Wirklich tot?“

„Wahr und wahrhaftig tot!“

„Habe ich denn — habe ich denn auch Geschwister gehabt?“

„Ja — auch Geschwister!“

„Es klang gepreßt und unwillig.“

„Auch tot?“

„War eine Epidemie damals, weil —“

„Halt!“

Piotrowsky schnitt mit der Hand durch die Luft, er wehrte gleichsam alle weiteren Fragen von sich ab.

„Was herber und nicht weiter! Diese Fragen, zu denen ich dir ein gewisses Recht einräumen muß, hab' ich dir beantwortet — aber damit ist es genug! Du weißt jetzt, die Deinen sind tot, du bist also ein ganz kleines Kind in unser Haus gekommen, wir haben einander lieb, und du gehörst zu uns... des das hat zu genügen! Es existirt meines Wissens kein Mensch auf der Welt, der irgend welchen Anspruch auf sich erheben, eine nahe Verwandtschaft mit dir nachweisen könnte. Entfernte Verwandte von dir mögen noch leben — es hat sich aber in all diesen Jahren nie jemand um dich bekümmert. Es ist um deine Geburt kein Geheimniß, du bist weder die Tochter eines Fürsten, noch einer Prinzessin... die einzigen Menschen, die dir nahe stehen, die für dich zu sorgen haben, denen kein Wohl und Weh am Herzen liegt, das sind wir! Wir hatten uns beide Kinder gewünscht... ich, auch deine Mutter... da wir sie nicht hatten, nahmen wir dich zu uns. Das ist alles!“

„Und habt Ihr, du und Mutter, oder einer von Euch beiden, meine Eltern gekannt? Seid Ihr kreuzbrüderlich mit ihnen gewesen?“ fragte Hanna.

„Nein, Hanna-Weibchen, gar nicht! Du möchtest gewiß gern recht viel von meinen Eltern wissen — von ihrem Leben, ihrem Charakter und so weiter. Verdient' ich dir gar nicht! Nur schade, daß ich dir diesen Wunsch nicht erfüllen kann! Wir kannten deine Eltern bloß von Ansehen, haben kaum jemals ein flüchtiges, oberflächliches Wort mit ihnen gewechselt und wissen nichts Näheres von ihnen. Wie wir hörten, daß du so ein kleines, hilfloses Kindchen, um das sich keiner recht kümmerte, zu haben sei, da waren Dora und ich — deine Mutter und ich, gleich einig, daß wir uns dies — dies —“

„Herrenlose Gut!“ schaltete Hanna mit tonloser Stimme ein.

„Meinetwegen! Also dies Herrenlose Gut aneignen wollten. Du brauchst gar keinen so bitteren Nachdruck auf die Worte zu legen, mein Hanna-Weibchen! Sieh dich doch um in der Welt! Lies doch die Zeitungen! Hunderte von Familien thun, was wir thäten — immer aber schlägt es nicht so zum Guten aus, wie es bei uns der Fall ist... was, kleine Maus?“

Er legte ihr zwei Finger unter das Kinn und versuchte sanft, ihr Gesicht emporzuheben, aber Hanna widerstrebt.

„Und sie — waren meine Geschwister — sie müssen doch älter gewesen sein, als ich — wie viele?“

Piotrowsky runzelte die Stirn, es kam ein fester, ernster Zug in sein gutmüthiges Gesicht.

„Du hast vier Geschwister gehabt, ältere natürlich, die gleichfalls gestorben sind. Dies ist die letzte deiner Fragen, die ich dir beantwortet habe. Versteht' mich recht: es ist und bleibt die letzte! Du weißt, ich nehme sehr selten diesen Ton dir gegenüber an — wenn es aber geschieht, ist mir's heiliger Ernst damit!“

Mit einem schreuen und raschen Aufblick sah sie ihm ins Gesicht und seufzte schwer.

Er neigte sich vor und nahm ihre schmale, feuchtkalte Rechte in seine beiden großen, warmen Hände.

„Was das für 'ne kleine, eifige Pflanze ist und was für 'n Armsündergeißel!“ rief er in seinem alten jovialen Ton. „Wenn ich dir auch wirklich die hundertundachtundsechzig Fragen, die du noch auf deinem Herzen hast, beantworten wollte... ich könnte es einfach nicht, weil es mir an Material fehlt. Das kannst du mir auf meine Ehre und mein Gewissen glauben!“

„Und weiß Mutter —“

„Mutter weiß nicht eine Silbe mehr als ich — und Mutter bleibt überhaupt ganz und gar aus dem Spiel. Sie darf keine Ahnung davon haben, daß du den Wisch da — gib ihm mal gleich her, ich will ihn sofort in Feuer reihen — bekommen hast, und daß wir beide, ich und du, dies Gespräch miteinander gehabt haben. Du bist ja mein großes, verständiges Mädchen... sieh, deine Mutter ist nicht sehr gesund, sie hat ein nicht ganz unbedeutendes Herzleiden, und unser Arzt hat mir unter vier Augen gesagt, daß es nicht mehr zu heilen ist! Sieh mich nicht so entsetzt an — sie kann noch lange Jahre damit leben, wenn sie geschont, das heißt vor allem, wenn sie vor Aufregungen geschützt wird! Denke an den beängstigenden Zustand, den sie vor ein paar Wochen bekam, als die neueingekommene Partei hier in unserem Hause, drei Stiegen hoch festloben wurde, und unsere brave, goldtruce Theresen verdächtigt! Das war ein Herzkampf, und der könnte leicht wiederkehren, wenn du mit Mutter ein so aufregendes Gespräch führen würdest! Siehst du das ein, mein Kind?“

Hanna nickte stumm. Es sanft ihr förmlich ins Herz, wie der Mann da vor ihr sie so selbstverständlich „mein Kind“ nannte. Und er hatte doch kein Recht dazu... nein, kein Recht! Wie grausam ging das Schicksal mit ihr um! Tausend Fragen brannten ihr auf der Seele und keine einzige sollte sie mehr thun dürfen! Ihre Eltern — ihre wahren, echten — ach, wie mochten sie gewesen sein, wie ausgesehen haben? Und Geschwister hatte sie beinahe! Wie! Waren es Brüder oder Schwestern gewesen — hatten sie ihr ähnlich gesehen — woran waren sie gestorben?

„Hast du — hab' ich — du mußt mir die eine Frage noch erlauben... du mußt! Hab' ich keine Bilder von meinen Eltern — meinen Geschwister? Ist kein Andenken von ihnen für mich da?“

Es brach wie ein Schrei aus des Kindes Brust, die kaum verhegten Thränen stürzten von neuem unaufhaltsam und heiß hervor.

„Aber, Hanna-Weibchen! Mein Töchterchen! Nicht doch! Wer wird denn so weinen? Warst doch schon ganz gefaßt und verständig! Komm, komm, ich mich dir die Thränen abtrocknen, Mutter darf dich um keinen Preis so finden, wenn sie heimkommt! Bilder... Andenken... nein, mein gutes Kind, ich habe wirklich nichts Derartiges für dich!“

Sie überhörte in ihrer Aufregung das „ich!“ Wäre sie kalten Blutes gewesen, sie hätte wahrscheinlich gefragt: „Wenn du nicht — dann vielleicht die Mutter?“ Aber ihr ganzes Inneres war in Aufruhr, und Piotrowsky ahnete auf, daß diese gefährdete Klippe umschiffen war.

Er nahm sie in den Arm, wickelte ihr mit einem Tuch die Thränen fort und sprach beschwichtigend auf sie ein — gute, tröstliche Worte — Worte der Liebe und Innigkeit, die ungefucht aus seinem warmen Herzen quollen.

„Es wird nicht lange dauern, und du wirst keinen Kummer überwinden haben, mein Kind, glaub' es mir: Du bist jung, das ganze Leben liegt vor dir, und was an uns Eltern liegt, es dir hell und sonnig zu machen, das soll jetzt geschehen! Mußt nur auch selber etwas dazu thun — nicht immer die kleine Gelehrte spielen und über den Wissenschaften sitzen! Sieh dir deine Freundin Luz an! Die lernt auch, weil sie muß, aber sie genießt ihr Dasein nach Kräften, und wo sie irgend ein Vergnügen erwischen kann, da nimt sie es mit Ruhm in den Kauf. So möcht' ich mein kleines Hanna-Weibchen auch haben! Wart'

nur — wart! Wenn du erst konfirmirt bist, dann nehmen wir auch ein feines Abonnement fürs Theater, und du kannst alle deine Lieblingsstücke sehen — klassische und neue... was du willst — meinetwegen auch sogar Zs-fen! Und wenn du mit der ewigen Verneiner erst fertig bist, dann geh' ich auch mit dir, in die Thelen und in den Glaspalast zur Ausstellung — Sonntags und so! Wird sich schon machen lassen, wenn man den guten Willen dazu hat! Auch Tanzstunden sollst du haben und hübsche seidene Ballkleider — darfst mir nicht zurückstehen hinter deinen Freundinnen... und wenn du dir zum nächsten Geburtstag wieder so viel Bücher wünschst — ich werd' nicht mehr scheitern, mein Wort darauf! Du kannst hingehen und dir aussuchen, was du willst! Zufrieden, Kleinden?“

In ihr schrie es: nein, nein — wie kann ich denn zufrieden sein? Aber wie sie in das gute Gesicht sah, das sie kannte, so lange sie denken konnte, da machte sie eine gewaltige Willensanstrengung und zwang sich zu einem Lächeln, das freilich matt und kümmerlich genug ausfiel.

„So ist's recht! Das ist mein braves Kind! Und nun unserer Mutter ein recht freundliches, unbefangenes Gesicht zeigen und Abends hübsch mit ihr zu Bett gehen, ja?“

„Ja? Heute? Zu Bett gehen? Nein — das ist unmöglich! Das — das kann ich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Wohlthäter der Menschheit.

Im Nordosten der dänischen Hauptstadt Kopenhagen, wo sich die stille Rosenengelsallee von einer der Hauptverkehrsadern der Stadt, der Desterbrogade, abzweigt, liegt eingekesselt in ladende Gärten, von Willen rings umkränzt, ein einfacher Bau, unscheinbar in seinem Aeußeren, und nur ein kleines Emailtschild an der Eingangspforte giebt kund, wo wir uns befinden. Wir stehen vor dem Medicinischen Institut Professor Nielsensens, der Arbeitsstätte des vor wenigen Tagen dem Leben entzogenen genialen Forschers. Welche Unruhe von Stund und Gebrechen ist hier durch diese schmale Pforte eingezogen, welche Schaar von Ausgetretenen aus der Gesellschaft, durch einen letzten Hoffnungsstimmer verklärt, hat diese Schwelle übertritten! Und aus dem Paradies, den Ausführenden, die als Stigma ihres furchterlichen Lebens, der freifendsten Flechte, des Lupus, tiefgreifende Zerstörungen auf dem Antlitz trugen, wurden wieder Menschen, die sich, ihrer Familie und der Gesellschaft zurückgegeben wurden.

Weh und Freude sind es also, die den Besucher dieses Hauses umfängen, aber das Weh wiegt vor, wenn man die zahllose Schaar der Kranken erblickt. Und sie ist zahllos geblieben von der Begründung des Instituts im Jahre 1896 an bis auf den heutigen Tag und fällt Vorfälle und Wartezimmer in dichtgedrängten Mengen. Wenn irgendwo in einem Hause der Leiden des Menschen, so ist hier Charitas am Plage, und wie sie auf die Unglücklichen wirkt, wie sie die Wunden erhellt, die Hoffnung auf Lebensglück wieder hebt, das zu beobachten hat man genugsam Gelegenheit im Verkehr der zahlreichen Schwestern des dänischen „Rothem Kreuzes“ mit den Kranken. Luft und Licht erfüllt die einfachen, aber hohen und blendend sauberen Räume, den großen Vorsaal mit seinen Bogenfenstern, seinem kleinen Blumenstaud, die einzelnen „Arzte- und Sprechzimmer, die Arbeitsräume, wo die zahlreichen Apparate mit ihren Tuben und gewaltigen Ambulatorium, die Patienten kommen täglich zur Behandlung, wohnen aber nicht im Hause. Sie rekrutiren sich in der Mehrzahl aus den unbemittelten Klassen der Bevölkerung Dänemarks, aber auch aus den Nachbarländern Schweden, Norwegen und Deutschland sind Lupustrakte da. Ein Stab von Ärzten, ein kleines Regiment von Schwestern stand Finzen zur Seite, und im letzten Jahr, wo ein qualvolles, endloses Leiden den Forscher an's Krankenbett, fern von seiner Schöpfung und seinen Kranken, für die er sich opferte, bannte, lag der Betrieb fast nur noch in den Händen der assistirenden Ärzte. Aber er ging ungehindert fort, kein Patient sollte, wie mir Finzen selbst sagte, unter seiner Aufsicht dauere über ein Jahr, und immer wieder gab er vom Krankenbett aus seine Anweisungen, ertheilte er Rath und lebte im Geiste bei denen, die seine, des todtkranken Mannes, Hilfe in Anspruch nahmen.

Finzen ist nur 44 Jahre alt geworden, aber er hat in diesen wenigen Jahrzehnten seinen Namen unsterblich gemacht. Wie fast allen Pflanzern in der Medizin ist es auch ihm ergangen. Als seine ersten Veröffentlichungen erschienen, lachte man darüber, nahm sie nicht ernst und bezeichnete die ganze Lehre als ein phantastisches Produkt. Noch vor fünf bis sechs Jahren konnte das Fieber hören, der in Frachtfragen die Frage anknüpft. Aber ihn störte das nicht; unermüdet arbeitete er und seine Schüler an dem begonnenen Wert, Arbeit auf Arbeit erdienten als Ergebnis ernster und mühevoller Forschung, Vortrag auf Vortrag auf den wissenschaftlichen Congressen, die seine Mitarbeiter besuchten, und vor allem das Her der Begeisterung wurde größer und größer, bis jeder Zweifel gegenüber diesen

glänzenden Erfolgen schwinden mußte. Heute ist die Finzen'sche Behandlung des Lupus die herrschende geworden, sind an allen größeren Universitäten und Städten Finzen-Institute errichtet, sind die Angaben, die ihre Begründer gemacht, tausendfältig bestätigt worden. Einer Krankheit gegenüber, die unheilbar war und die nur mit Hilfe des Messers und der schmerzhaften Wegmittel in ihrem furchterlichen Vorstadium eine Zeitlang aufgeschoben werden konnte, bedeutete eine konservative Behandlung, wie sie von Dr. Finzen angegeben war, mehr als einen Fortschritt; sie war, was in der Medizin leider nur zu den Seltenheiten gehört, die Fundamentierung einer exakten Heilmethode.

Untersuchungen über die physiologischen Wirkungen des Lichts bildeten den Ausgangspunkt der Finzen'schen Arbeiten, die schon Ende der achtziger Jahre anholten. Das Sonnenlicht als Urquell aller Lebensreize spielt nicht los in der Morphologie der Vögel eine Rolle, sondern war schon frühzeitig zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, die aber unvollkommen blieben, gemacht worden. Mit ihrem Fortschreiten ergab sich vor allem eine wesentliche grundsätzliche Scheidung zwischen Wärme- und Lichtwirkung. Experimente und Erfahrungen zeigten, daß die Reizwirkung übermäßiger Lichtfülle nicht von der Wärme des Sonnenlichts ausgeht, sondern vom chemischen Theil des Lichts, den blauen, violetten und ultravioletten Strahlen. Hier knüpfte Finzen an und begann seine Studien über das Licht als „Incitament der Lebensvorgänge“ an den Bewegungen von Salamanderembryonen, an ausgewachsenen Salamandern, an ihren Blutgefäßen, und das Endergebnis war immer, daß neben dem weißen Sonnenlicht es die blauvioletten und noch mehr die ultravioletten Theile des Spektrums sind, die wie ein mächtiger Reiz auf Nervensystem, Blut und Organe wirken. Finzen betrachtet die Sonnenstrahlung der Haut als Schutzmittel des Organismus gegen die weitere Zerstörung rother Blutkörperchen durch die chemische Kraft des Lichts. Im Zusammenhang mit dieser Vorstellung kam er auf ein äußerst heilsames Prinzip bei der Bodenbehandlung; er hielt nämlich die chemischen Strahlen des Tageslichts durch Vorhängen der Fenster des Krankenzimmers mit rothen Tüchern fern und erzielte mit dieser Behandlung überraschende Erfolge. Der weitere Verlauf seiner Studien, die sich auch auf die bazillenabtödtende Kraft des Lichts erstreckten, führte ihn schließlich darauf, die chemischen Strahlen direkt als therapeutisches Agens zu benutzen und ihm schwere Erkrankungen der Oberhaut zu unterwerfen. Dies konnte er nur dadurch vollenden, daß er mit Hilfe eines außerordentlich feinkörnigen Verfahrens die Wärmestrahlen des elektrischen Bogenlichts — die ursprüngliche Verwendung des Sonnenlichts gab er bald auf — ausstrahlte und nur die chemischen Strahlen auf die erkrankte Hautpartie warf.

So entstand eine Lupusbehandlung und das Medicinische Institut, dessen Aufgabe durch die Bestimmung festgelegt war, „Untersuchungen über die Wirkung des Lichts auf lebende Organismen anzustellen und zu fördern, hauptsächlich zu dem Zweck, Lichtstrahlen im Dienste der praktischen Medizin anzuwenden.“ Es war eine wissenschaftlich-humanitäre Organisation, die das Institut in's Leben rief und die Mittel hierfür aufbrachte: Professoren, Philantropen und Andere. Die Kopenhager Gemeinde schenkte den Bauplatz, Menschengenossen die Baumstoffe, der Staat gab einen Zuschuß, Laboratorium und Klinik wurden erbaut, erwiesen sich aber bald als zu klein, da in kurzer Zeit neben der wissenschaftlichen Wirksamkeit die soziale Seite der Bestrebungen in den Vordergrund trat. Denn das Zustromen der Kranken war so stark, daß die wenigen Räume in kurzer Zeit überfüllt waren und man nun an die Errichtung eines großen klinischen Gebäudes gehen mußte. Auch hier erwies sich der Appell an die Gemeinnützigkeit fruchtbar, und es entstand der jetzt vorhandene, eingangs kurz geschilderte Bau. Auf diese Weise ist die Bekämpfung des Lupus in Dänemark zu einem System geworden. Welche Früchte es gezeitigt hat, möge man daraus erfahren, daß in der letzten Zeit des Bestehens des Instituts weit über tausend Fälle zur völligen Heilung gebracht worden sind.

Vor kurzem hat ein Laie Namens Wehn die Priorität der Lichtbehandlung des Lupus für sich in Anspruch zu nehmen gesucht; es mag sein, daß er in naiver Empirie, mit dem Sonnenlicht experimentirend, eine Strahlwirkung auf diese Erkrankung hat beobachten können. Von hier aber bis zur Ausbildung einer exakten, wissenschaftlichen Methode, deren Weg gekennzeichnet ist durch eine mühevollere Forschung, von der Anwendung des Wehn'schen primitiven Brennglases bis zu der mit allen technischen Vervollkommenungen ausgestatteten Finzen - Lampe liegt eine so weite Strecke, daß diese Annahme geradezu lächerlich klingt. Finzen war und bleibt der bahnbrechende Führer in der Erkenntnis und in der praktischen Anwendung der Lichtstrahlen, und mit seinem Leiden nur allzufrüh erfolgten Tode bleibt ein Geisteswerk zurück, das zu den größten unseres Jahrhunderts zählt.

Dr. J. Marcuse.